

Hamideh Mohagheghi

Die katholische Kirche aus der Perspektive einer Muslima

♦ Das Verhältnis von Katholischer Kirche und Islam ist ambivalent geprägt: sowohl Wertschätzung und Dialog als auch Konkurrenz und Abgrenzung bestimmen auf verschiedensten Ebenen die komplexe und historisch belastete Beziehung. Papst Benedikts folgenreiche Regensburger Rede ist dafür das augenfälligste Beispiel aus der Gegenwart. Die islamische Theologin Hamideh Mohagheghi nimmt dazu ausführlich Stellung und plädiert für einen Dialog des gegenseitigen Respekts und der Schöpfungsverantwortung. Beide Religionen müssen lernen, ihre Unterschiede nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung zu sehen. (Redaktion)

Unter dem Titel „Heiliger Frieden“ beschließen Katholiken und Muslime in Rom einen dauerhaften Dialog, der die beiden Religionen einander näher bringen soll.¹ In einem Konstituierungstreffen wurde festgelegt, dass sich künftig Vertreter der Katholiken und Muslime einmal im Jahr zu einer Konferenz treffen. Die Zusammenkünfte sollen wechselweise in Rom und in einem muslimischen Land stattfinden. Über die persönlichen Begegnungen hinaus sollen diese Treffen auch die räumlichen Grenzen zu überschreiten ermöglichen, um Kultur und Tradition der jeweils anderen in ihrer Umgebung kennen zu lernen. Es bleibt zu hoffen, dass diese Zusammenkünfte nicht nur hinter geschlossenen Türen stattfinden. Die umfassende öffentliche Aufmerksamkeit ist erforderlich, damit die Annäherungsversuche das friedliche Zusammenleben der Menschen nachhaltig voranbringen.

Das Motto des ersten Treffens im November 2008 wird „Gottesliebe, Nächstenliebe“ sein, auf die sich die 138 mus-

limischen Gelehrten als fundamentale Grundlage für bessere Verständigung in ihrem offenen Brief bezogen haben.² Dabei sollen „theologische und spirituelle Grundlagen“ dieser beiden Prinzipien im Christentum und Islam thematisiert werden. Darüber hinaus sollen „Menschenrechte und gegenseitiger Respekt“ die Schwerpunkte der Diskussionen bilden. Der muslimische Vertreter Aref Ali Nayed nennt als Ziel dieser neuen Initiative den Einsatz „für das Heilen unserer gemeinsamen, zerstörten Welt und für den Frieden.“

Der katholische Delegationsleiter, Kardinal Jean-Louis Tauran, äußerte sich positiv über die neue katholisch-muslimische Initiative: „Endlich atmen wir ein neues Klima. Man sieht, dass man gemeinsam etwas machen kann.“

Diese Worte versprechen eine neue Ära des Dialoges zwischen Katholiken und Muslimen, die mit ihrer neuen Form das gemeinsame Handeln im Blick hat und nicht auf der Ebene der Worte verharren will.

¹ SZ, 7.3.2008.

² Vgl. Ein Wort, das uns und euch gemeinsam ist. Der offene Brief von religiösen Führern der Muslime an die religiösen Führer des Christentum, Hellenthal 2007.

Fast die Hälfte der Weltbevölkerung sind Christen und Muslime. Fortwährende Verständigung, Verzicht auf das Beharren im Besitz des einzigen Heilswegs zu sein, gegenseitige Akzeptanz und Respekt für den Glauben und die Lebensweise der anderen sind unverzichtbare Bedingungen für das Zusammenleben in einer globalen Welt, in der die Kulturen und Religionen in unmittelbarer Nähe miteinander leben müssen.

Beide Religionen hatten dunkle Zeiten in ihrer Geschichte, als Intoleranz und Ignoranz vorherrschend waren. Teilweise sind diese Haltungen auch heute noch in den Gesellschaften zu finden. Es gibt aber auch positive Beispiele, Zeugnisse konstruktiven Zusammenwirkens. Das Entdecken der gemeinsamen Prinzipien für die Gestaltung des Lebens kann ein Meilenstein für fruchtbare und dienliche Interaktionen sein, die ein Zusammenleben der Menschen in Frieden ermöglichen. Hier müssen besonders die Bewahrung der Schöpfung und die Glückseligkeit der Menschen, die im Interesse aller sind, im Mittelpunkt stehen. Unterschiede in Theologie und Ausformung des Glaubens sollten als Ausdruck für verschiedene Wege verstanden werden, die zum einen Ziel führen. Dies zu akzeptieren und Respekt vor den unterschiedlichen Wegen zu haben, ist als unvermeidliches Fundament für die Gestaltung der Welt zu betrachten.

Dialoge oder Monologe

Gibt es für Katholiken und Muslime Gemeinsamkeiten, die als Grundlagen des Handelns gelten? Wo liegen die Unterschiede, die das Zusammenleben erschweren?

Die Darstellung der Eindrücke, der Herausforderungen, Probleme und Erwartungen, die ich in diesem Aufsatz akzentuiere, sind in langjährige Dialogarbeit und in Begegnungen mit Katholiken eingebettet. Sie sind Ausdruck meiner persönlichen Erfahrungen sowie der Beobachtung der muslimischen Wahrnehmungen.

Der Dialog zwischen Katholiken und Muslimen kann zwar auf eine langjährige Tradition zurückblicken, er wird jedoch überwiegend auf der Ebene der theologischen Diskussionen geführt. In letzter Zeit warnen einige ranghohe Kirchenvertreter vor einem „naiven Dialog“ mit dem Islam.³ Sie sprechen vom kritischen Dialog und fordern, dass der Islam sich „reformiert“ und „modernisiert“, so wie das Christentum sich von den alten und überholten Traditionen befreit hat. Gewiss, ein zweckdienlicher Dialog muss kritische Fragen zulassen, allerdings seitens *beider Gesprächspartner*. Da es auf muslimischer Seite kaum Theologen gibt, die gut über das Christentum informiert sind und reflektierte kritische Fragen stellen können, sind es hauptsächlich christliche Theologen, die kritische Fragen an die Muslime stellen. So herrscht im Dialog eine Asymmetrie der Kompetenz, die oft in „Monologe“ und höfliche Gesten mündet, da die Gesprächspartner in ihrem Fachwissen, ihrer Sprache und ihrem Wissen über den Dialogpartner nicht auf gleicher Ebene stehen.

Der Dialog muss die Möglichkeit bieten, sich zuerst gegenseitig kennen zu lernen. Hierbei sind das Zuhören und das Ernstnehmen des Dialogpartners in seinem eigenen Selbstverständnis die primären und unabdingbaren Grundlagen, die ein aufrichtiges und ernsthaftes Ge-

³ „Wir müssen in ein konstruktives und zugleich kritisches Gespräch eintreten, nicht in ein naives Gespräch, das nur vom ‚gleichen Gott‘ spricht“, so etwa Kardinal Walter Kasper. <http://www.kardinal-kasper-stiftung.de/KardinalWalterKasperStiftung-Vortrag300906.html> (Stand: 16. 3. 2008).

sprach erst ermöglichen. Dabei müssen die historischen Entwicklungen der beiden Religionen in ihren Eigenheiten und in ihren jeweiligen geschichtlichen Realitäten untersucht werden. Christentum und Islam sind von der Wirkungsgeschichte und den Gesellschaftsstrukturen her, in denen sie angenommen wurden, unterschiedlich. Unterschiede weisen sie ebenso in der Entstehungs-, Entwicklungs- und Ausbreitungsgeschichte auf. Die Erwartung, dass der Islam den gleichen Weg wie das Christentum einschlagen müsse, um in der „Moderne“ anzukommen, ist ein Zeichen dafür, dass die Zeit und das Umfeld der Entstehungszeit und die Intentionen dieser beiden Religionen nicht berücksichtigt werden. Im sachlichen und reflektierten Dialog können Gemeinsamkeiten trotz Unterschieden erkannt und gemeinsame Handlungsbereiche ergründet werden.

Die Rede von Papst Benedikt XVI. über „Glaube und Vernunft“ im September 2006 in Regensburg zeigt, wie wichtig diese Prinzipien sind, wenn man sich über die jeweils andere Religion äußert. Sie zeigt eine neue Dimension der gegenseitigen Wahrnehmung. Papst Benedikt XVI. bezog sich in seiner Rede auf ein Gespräch zwischen einem gelehrten byzantinischen Kaiser und einem gebildeten Perser im Jahr 1391, um darzustellen: Nicht vernunftgemäß handeln ist dem Wesen Gottes zuwider.⁴ Er hob durch diese Erzählung, herausgegeben von Adel Theodor Khoury, hervor, dass der byzantinische Kaiser, der als Christ und gebildet in der griechischen

Philosophie aufgewachsen war, die Bekehrung durch Gewalt bzw. „heiligen Krieg“ im Islam „nicht im Sinne Gottes“ verstand. Aufgrund seines christlichen Gottesbildes war für den Kaiser evident, dass „Gott kein Gefallen am Blut hätte“. Darauf folgend bringt der Papst einen Kommentar von Theodor Khoury, in dem er Gott im Islam als einen absolut transzendenten Gott beschreibt, dessen „Wille an keine unserer Kategorien gebunden ist und sei es die der *Vernünftigkeit*.“⁵ Dazu wird eine Aussage des im 10.–11. Jh. lebenden umstrittenen muslimischen Gelehrten Ibn Hazm zitiert, der die Absolutheit des Willens Gottes an nichts gebunden sah. Entsprechend den Ausführungen Ibn Hazms kann Gott, wenn er will, willkürlich handeln; er ist an nichts gebunden, sogar an Sein eigenes Wort nicht. So kann Gott etwa das Gute für schlecht und das Schlechte für gut erklären. Diese Meinung von Ibn Hazm als Grundlage für das Gottesverständnis im Islam zu bringen, zeigt die fehlende umfassende Kenntnis über den Qur'an und sein Gottesverständnis. Ibn Hazm gehörte nämlich zur *zahritischen* Schule, die sich streng an den äußeren Wortlaut des Qur'antextes hielt und die Meinung vertrat, dass Offenbarung und *Schari'a* keine innere Bedeutung haben und nicht interpretiert werden können. Laut Ibn Hazm hat Gott alles den Menschen mit klaren Worten mitgeteilt; demnach ist das Auslegen, Deuten und nach dem Sinn dieser Worte suchen der Beginn des Unglaubens.⁶

⁴ Vgl. *Benedikt XVI., Glaube und Vernunft*. Die Regensburger Vorlesung. Vollständige Ausgabe. Kommentiert von Gesine Schwan, Adel Theodor Khoury, Karl Kardinal Lehmann, Freiburg/Br. 2006, 16f. Der Text genannter Vorlesung findet sich auch: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2006/september/documents/hf_ben-xvi_spe_20060912_university-regensburg_ge.html (Stand: 6. 4. 2008).

⁵ Ebd., 17.

⁶ da'eratul ma'arif bozorge islami (Große islamische Enzyklopädie), Band 3, 343ff., Teheran 1990.

Im Qur'an aber, der als erste authentische Quelle der islamischen Lehre gilt, ist Gott die absolute Weisheit. Unter den Namen Gottes, die zugleich Beschreibungen seines Wesens darstellen, finden sich die Namen Weiser (*hakim*), Wissender (*'alim*), Gerechter (*'adl*), Erhalter und Beschützer (*ha'fiz*) und Edler und Anmutiger (*latif*). Der Wille Gottes ist stets begleitet von Weisheit, Liebe und Barmherzigkeit gegenüber seinen Geschöpfen. Dieser Gott kann nicht unvernünftig und willkürlich handeln, weil dies gegen sein Wesen ist.

Die Aussage in dieser Rede, dass der Vers 256 in Sure 2 – es gibt keinen Zwang in Glaubenssachen – in einer Zeit entstanden sei, in der „Muhammad selbst noch machtlos und bedroht war“, entspricht nicht den islamischen Untersuchungen, die Verse im Qur'an chronologisch zu ordnen. Die Offenbarungszeit dieses Verses wird datiert zwischen 628 und 630 n. Chr., in eine Zeit, in der Muhammad in Medina durchaus erfolgreich und mächtig war. Zudem gehören diese Verse zu den Grundsatzversen im Qur'an, die nicht relativiert oder aufgehoben sind.⁷

Die Rede von Papst Benedikt XVI. erweckte den Eindruck, er hätte den Islam als eine unvernünftige Religion darstellen wollen, die sich durch Gewalt ausbreitete. Seitens der Muslime entstanden überzogene Empörung und Proteste; die angemessenen Reaktionen seitens des Vatikans und des Papstes und das spätere Schreiben der 138 muslimischen Gelehrten, die in einem offenen Brief an den Papst und weitere führende Persönlichkeiten der christlichen Kirchen zum Dialog einluden, glätteten letztlich die Wogen und leiteten eine konstruktive Annäherung ein.

Es bleibt offen, warum der Papst ausgerechnet ein verkürztes und unreflektiertes Beispiel aus der islamischen Tradition, untermauert mit den Aussagen eines umstrittenen Gelehrten, benötigte, um die „Unvernünftigkeit“ des Glaubens anzuprangern. Im 14. Jahrhundert gab es durchaus Beispiele aus eigener Tradition, auch Zwangsbekehrungen durch die katholische Kirche, um die Verwerflichkeit des Aufzwingens des Glaubens zu demonstrieren. Zeitgleich mit Ibn Hazm lebten muslimische Philosophen und Theologen, die umfassende Kenntnis über die griechische Philosophie hatten und den Qur'an als eine Quelle verstanden, die zum rationalen Glauben ruft, die ausgelegt werden durfte und musste. Ebenso gibt es aus dieser Zeit Überlieferungen, die Glaube und Vernunft keineswegs in Widerspruch sehen: „Vernunft deutet die Erfahrung und lernt von Erfahrung, dies führt zur Erkenntnis. Glaube ist Erkenntnis.“⁸

Dass diese Denkweise in der islamischen Theologie seitens des Papstes unerwähnt bleibt, zeigt, wie unbekannt sie ist und wie noch immer einseitig und spärlich der Islam von der katholischen Kirche wahrgenommen wird.

Divergenzen aus islamischer Sicht

Im Dialog zwischen Christentum und Islam ist gelegentlich zu beobachten, dass die eigenen Ideale mit den Realitäten der anderen verglichen werden. Dabei werden die Mängel und Defizite in der eigenen Tradition verschwiegen, während zugleich die Unzulänglichkeiten und falschen Glaubensdeutungen der anderen betont werden.

⁷ M. H. Ma'rifat, *tarikhe Qur'an* (Geschichte des Qur'an), Teheran 2005, 57.

⁸ *Dinani Ebrahimi Ghulamhussein*, *partowe kherad* (Das Licht der Vernunft), Teheran 2006, 69.

Es entsteht ein positives Selbstbild, dem ein Zerrbild der anderen gegenübersteht. Vom Islam existiert derzeit ein Zerrbild, das die Glaubensdeutungen und die Lebensweise der extremistischen Auslegungen widerspiegelt. Die Aussagen einiger führender kirchlicher Persönlichkeiten⁹ über den Islam, die auf diesem einseitigen Bild begründet sind, betonen die Unterschiede zwischen Christentum und Islam. Sie werden als Grenzzlinien dargestellt, die nicht zu überschreiten sind. Abgrenzung und Exklusivismus werden bekräftigt, das gemeinsame Handeln erschwert.

Das Christentum, insbesondere der Katholizismus, und der Islam haben Glaubensgrundprinzipien, die verbindlich sind und das tägliche Leben und Handeln der Menschen prägen, wenngleich es theologisch grundlegende Abweichungen im Verständnis dieser Prinzipien gibt.

Der Glaube an Gott als Schöpfer und Erhalter der Schöpfung ist für die Katholiken ein zentrales Prinzip ihres Glaubens. Gottes Wille ist die Ursache der Schöpfung: „Alles was ist, existiert, weil Gott es will. Ohne seinen Willen ist nichts.“¹⁰ Der Glaube ist das Vertrauen, das auf Erfahrung begründet ist und sich vernünftig begründen lässt. In der katholischen Lehre stehen Glaube und Vernunft nicht in Widerspruch, der Glaube aber kann und muss die Vernunft übersteigen.¹¹ Diese Auffassung kann eine feste Grundlage für den Glauben an einen einzigen Gott sein, der für die Katholiken und Muslime in derselben Weise verbindlich ist. Sich in Vertrauen in Gottes

„Hand“ geben, ist ein Glaubensverständnis, das Zuversicht und Hoffnung schenkt und dem Menschen ermöglicht, mit sich und seinem Umfeld Frieden zu schließen.

Im Verständnis des einen und einzigen Gottes liegen zwischen Katholiken und Muslimen fundamental unterschiedliche Vorstellungen und Deutungen, die in den theologischen Diskussionen viele Fragen aufwerfen.

Für die Muslime ist ein Gott, der „sich in Jesus von Nazareth zu den Menschen hinabbeugt und sich auf dieses Niveau herablässt, und sich erniedrigt“¹² unvorstellbar. Ebenso ist unbegreiflich, dass dem einen einzigen Gott ein Sohn zugeschrieben wird, den er für die Menschen geopfert hat, um sie zu erlösen. Die Geschichte von Abraham und seinem Sohn, den er opfern sollte, gilt in der islamischen Tradition als eine Mitteilung Gottes, keine Menschenopfer zu wollen. Es ist für die Muslime nicht verständlich, wie Gott selbst dann doch wieder eine Opfertradition einführt und seinen Sohn hingibt. Warum sollte Gott seine Liebe auf diese Art bezeugen? Die Liebe und Zuwendung Gottes ist in seiner Schöpfung ersichtlich, und der Mensch hat die Fähigkeit, mit Hilfe und Unterstützung Gottes und eigener Anstrengung diese unendliche Liebe zu entdecken, zu erfahren und zu erwidern, meint die islamische Lehre.

Das Bild des dreieinigen Gottes und das gleichzeitige Bekenntnis Jesu als Gott, ist für Muslime unverständlich. Jesus als Gott und zugleich als Mensch zu bezeichnen, führt bei manchen Muslimen zur An-

⁹ Bischof Huber fordert aufrichtigen Dialog mit dem Islam, www.ekd.de (Stand: 20.3.2008); Kardinal Lehmann: Islam rechtlich nicht gleichstellen (21. Juni 2007), www.faz.net; Bischof Elmar Fischer: Damit der „Glanz der Wahrheit“ persönlich aufleuchtet, www.kath.net (Stand: 15.4.2008)

¹⁰ Was Katholiken glauben – Information und Orientierung, herausgegeben von der *Katholischen Glaubensinformation* (kgi), München 1998, 17.

¹¹ Ebd., 12.

¹² Ebd., 7.

Wenn Muslime fragen



Christian W. Troll
**Muslime fragen,
 Christen antworten**

Reihe: Topos plus
 176 Seiten, kart.
 ISBN: 978-3-7867-8489-0
 € (D) 8,90/sFr 16,90

Wenn Muslime nach dem Glauben der Christen fragen: Dieses Buch behandelt 12 der wichtigsten Fragen, stellt jeweils die muslimische und die christliche Sicht dar und formuliert schließlich die Antworten der Christen. Der Band bietet damit eine hervorragende Orientierungshilfe und Grundlage für gemeinsame Gespräche.

„Die gute Verständlichkeit und Lesbarkeit, die klare Gliederung und das Register am Schluss machen das Büchlein zu einer anregenden Lektüre und sehr brauchbaren Hilfe für die christlich-islamische Dialogsituation, aber auch für die Vermittlung des christlichen Glaubens in Katechese und Religionsunterricht.“ (Katechetische Blätter)

Verlag Friedrich Pustet



www.pustet.de

nahme, dass die Christen an drei Götter glauben und diese somit keine Monotheisten sind. Die Definition der Trinität bleibt weitgehend unbegreiflich. Erklärungsversuche misslingen, sobald Jesus als Sohn Gottes bezeichnet wird, den er für die Menschen geopfert hat. Warum wird Gott auf diese Weise vermenschlicht und welche Notwendigkeit besteht, Gott in dieser Form dem Menschen näher zu bringen?

Die augustinsche Auffassung von der Trinität könnte eine Hilfe für die Muslime sein, diese besser zu verstehen: das Reden von der Trinität ist ein sprachlicher Notbehelf. Man gebraucht diese Wörter aufgrund der Not der Rede. Diese mythologische Rede ist missverständlich und ihr Grund allein der, nicht zu schweigen. Die Lehre der Trinität ist eine Analyse und Selbsteinsicht des Denkens gerade in methodischer Hinsicht. Trinitarisch ist die Form des Denkens, die als Trinität zu dessen Gegenstand wird.¹³

Durch die abweichenden Gottesbilder entsteht eine Spannung, die kaum angesprochen wird, die Begegnungen und Gespräche zwischen Christen und Muslime jedoch mitprägt. Auch unter den Christen besteht die Annahme, dass Gott im Islam ein ferner und strafender Gott ist, der keine Liebe und Barmherzigkeit kennt. Diese gegenseitige Wahrnehmung kann dazu führen, dass der Glaube der anderen als „falscher“ Glauben betrachtet wird, was die ehrliche Anerkennung und den aufrichtigen Respekt für den Gesprächspartner beeinträchtigen kann. Anerkennung und Respekt können dann auf der Ebene des Lippenbekenntnisses stagnieren, so dass sie in sozialen Konfliktsituationen nicht mehr haltbar sind. In solchen Situationen

können Glaubensunterschiede instrumentalisiert werden, um machtpolitische bzw. wirtschaftliche Interessen auszutragen.

Es liegt ein langer und beschwerlicher Weg vor den Anhängern der Religionen, insbesondere der monotheistischen Religionen, die Gleichwertigkeit der verschiedenen Religionen und Wege anzuerkennen, die alle zu einem einzigen Ziel führen, nämlich die Glückseligkeit der Menschen und die Bewahrung der Schöpfung zu bewirken.

Die Liebe Gottes für die Welt und die Menschen ist im Christentum gebunden an den Glauben an Jesus als Sohn Gottes: „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird.“¹⁴ Diese Bedeutung Jesu und seine Stellung für die Rettung der Welt bringen die Frage mit sich, wie sehen die Christen die Menschen, die nicht an Jesus im christlichen Verständnis glauben? Wenn das Heil *nur* denen zugesprochen wird, die an Jesus als Gott und Mensch zugleich glauben, wie können die Menschen das Heil erfahren, die diesen Glauben nicht mittragen?

Mir ist bewusst, dass es christliche Gelehrte gibt, die diesen Anspruch nicht ausschließlich erheben. Sie betonen auch, dass Jesus selbst sich nie als Sohn Gottes bezeichnete. Dennoch erhebt die offizielle Kirchenlehre diesen Anspruch, der auch biblisch zu begründen ist. Die Stelle im Johannesevangelium: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (14,6) be-

¹³ Vgl. J. Kreuzer, Augustinus, Frankfurt/M. 1995, 93.

¹⁴ Joh 3,16f.

zeugt diese Sonderstellung. Diese Formulierung kann so verstanden werden, dass dieser Weg der einzig und ausschließlich wahre und richtige Weg ist und nur über ihn ein Zugang zu Gott möglich ist. In den Gesprächen wird diese Überzeugung zunehmend ausgesprochen; unmissverständlich wird mitgeteilt, dass es einen direkten Weg zu Gott nicht gibt. Nur über Jesus – entsprechend christlichem Verständnis – kann der Mensch zu Gott gelangen.

Das Beharren auf dem Missionsauftrag bekräftigt den Eindruck, dass die Kirche eine Sonderstellung für sich beansprucht und diese im Rahmen von Mission durchsetzen will. Nicht immer hat Missionsarbeit den Menschen das versprochene Heil gebracht, wie die historischen Erfahrungen bezeugen. Die Mission wird in den muslimisch geprägten Staaten als Ausdruck westlicher Überlegenheit und Selbstüber-

hebung verstanden und unterliegt dem Verdacht, unter dem Banner der Religion die koloniale Herrschaft ausweiten und die muslimische Kultur und Tradition unterwandern zu wollen. Nicht nur die biblische Stelle in Matthäus 28,19¹⁵ drückt die Verbindlichkeit dieses Auftrages aus, auch die aktuelle Schrift der deutschen Bischöfe sieht die „missionarische Vermittlung des Glaubens“ in der Welt der „konkurrierenden Sinnangebote“ als Aufgabe der Kirche: „Daher gewinnt im Kontext einer säkularen Kultur mit ihren konkurrierenden Sinnangeboten die missionarische Vermittlung des Glaubens zunehmend an Bedeutung. Neue Formen der Vermittlung des christlichen Glaubens zu finden und zu gestalten, gehört zu den Aufgaben der Kirche heute.“¹⁶

Ist der Missionsauftrag eine zentrale Aufgabe der Kirche, kann man davon ausgehen, dass die Kirche prinzipiell die Notwendigkeit sieht, den anderen zum „wahren“ Glauben zu rufen. Es besteht a priori die Abwertung anderer Religionen, die keine Würdigung wie das Christentum verdienen. Auch der Islam kennt den Auftrag für die Einladung zum Glauben, der zwar theologisch nicht zu den verbindlichen Glaubensgrundlagen gehört, aber von manchen Muslimen in diesem Sinne praktiziert wird. Es ist dann schwer anzunehmen, dass in Begegnungen zwischen Christentum und Islam die Gesprächspartner sich tatsächlich als gleichwertig und gleichgestellt akzeptieren. Im Dialog kann dies Beschwerden hervorrufen, die nicht

Weiterführende Literatur:

Joseph Kardinal Ratzinger, Werte in Zeiten des Umbruchs. Die Herausforderungen der Zukunft bestehen, Freiburg/Br. 2005. Das Buch vermittelt die christlichen Werte, die zukunftsweisend und im Glauben begründet sind. Dem Thema Frieden als wichtige Basis für das Zusammenleben wird besondere Bedeutung gegeben.

Johann Kreuzer, Augustinus, Frankfurt/M. 1995. Dieses Buch stellt die Entwicklung des christlichen Dogmas dar. Es analysiert die augustininische Lehrmeinung.

¹⁵ „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19).

¹⁶ *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), Allen Völkern Sein Heil. Die Mission der Weltkirche (Die deutschen Bischöfe. Hirtenschreiben und Erklärungen 76), Bonn 2004, 18 (23. Sept. 2004).

offen ausgesprochen werden und in Übertreibungen und Irritationen umschlagen.

Das Priestertum, die Verehrung der Heiligen und die Vergebung der Sünden durch den Priester sind weitere Glaubenssätze der katholischen Kirche, die für die Muslime schwer zu verstehen sind.

Das Priestertum wird im Qur'an kritisiert¹⁷ und stellt ein begründetes theologisches Problem dar. Nach muslimischem Verständnis sind christliche Priester Vermittler zwischen Gott und Mensch, die sogar berechtigt sind, beim Sakrament der Beichte zu vermitteln, dass Gott die Sünden vergeben hat. „Der Herr hat dir die Sünden vergeben. Geh hin in Frieden.“ Diese Formel ist sicherlich eine Erleichterung für den Menschen, der sich vergangen hat und bewirkt eine Versöhnung mit sich und mit Gott. Die Rolle des Priesters in diesem Sakrament verleiht eine Macht, die zur Abhängigkeit des Menschen führen kann. Dabei besteht die Gefahr, dass eine direkte Verbindung zwischen Mensch und Gott und die unmittelbare Zuwendung zu Gott erschwert wird. Als „Sündiger“ benötigt der Mensch jemanden, der ihn bei Gott vertritt; dieses Menschenbild vermittelt eine Trennung zwischen Gott und „sündigem“ Mensch, die nur durch einen Vermittler zu beheben ist.

„Kopernikanische Wende“ der römisch-katholischen Kirche in ihrer Einstellung zu den Religionen

Die katholische Kirche ist auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Jahr 1965 durch das Dokument *Nostra Aetate* mit

einem bezeichnenden Schritt auf die nichtchristlichen Religionen zugegangen. Sie verkündet zwar unablässig, dass Christus „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist, und dennoch erkennt sie an, dass die nichtchristlichen Religionen *sich bemühen*, „der Unruhe des menschlichen Herzens auf verschiedene Weise zu begegnen.“ Sie erwähnt, dass die Vorschriften und Lehren dieser Religionen „einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“, obwohl sie „in manchem von dem abweichen, was die katholische Kirche selber für wahr hält und lehrt.“ Dieser Versuch des Entgegenkommens sieht die anderen Religionen keineswegs als ebenbürtig mit dem katholischen Glauben an. Dennoch ist er eine enorme Abwandlung der traditionellen katholischen Überzeugung gegenüber anderen Religionen, insbesondere dem Islam, der über Jahrhunderte als „falsche Lehre“ bezeichnet wurde. Es ist beachtenswert, dass das Zweite Vatikanische Konzil von der Hochachtung für die Muslime spricht und anerkennt, dass auch sie „den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat“ (NA 3). In diesem Dokument wird an die leidvolle Geschichte erinnert und aufgefordert, „das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen.“¹⁸ *Nostra Aetate* bietet eine solide Grundlage für Achtung, Anerkennung und Respekt.

¹⁷ Qur'an, Sure 9:31.

¹⁸ Das Zweite Vatikanische Konzil – Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen: *Nostra Aetate* 3.

Die Gespräche über langfristige Begegnungen zwischen Katholiken und Muslimen erwecken die Hoffnung, dass ein nachhaltiger Frieden zwischen Religionen möglich ist. Dieser kann gelingen, wenn Christen und Muslime auf die Selbstüberschätzung und auf den Anspruch verzichten, im Besitz der alleinigen Wahrheit zu sein. Ebenso wird er möglich, wenn die Bereitschaft besteht, die anderen nicht nur zu dulden, sondern als Menschen zu sehen, die aufgrund ihrer Lebensrealitäten und eingebettet in ihren Kulturen und religiösen Begebenheiten versuchen, ihr Leben wahrhaftig und aufrichtig zu gestalten. Miteinander teilen die Menschen die ureigensten Sehnsüchte, Sorgen und Hoffnungen – die Sehnsucht nach Glück und Leben in Eintracht und Freude, die Hoffnung auf ein Leben ohne Not und Schmerz und die Sorge um die Existenz, ohne Angst vor Enttäuschungen, Krankheiten, Mängel und Schwächen.

Die Religionen erziehen den Menschen dazu, ein Leben im Einklang mit der Schöpfung zu führen, sich vom Egozentrismus und Streben nach ausschließlichen persönlichen Interessen fernzuhalten. Solidarität und Teilen wird gelehrt, damit die Menschen am Leben der anderen teilnehmen und in Not und schwierigen Situationen füreinander da sind. Die ethischen Werte, die in der katholischen Lehre und im Islam vermittelt werden, sind in dieser Hinsicht verbindliche Grundlagen zum gemeinsamen Handeln für die Gestaltung der Gesellschaft.

Im Zeitalter der Globalisierung müssen Christen und Muslime sich darum bemühen, die Gesellschaft in Verantwortung vor Gott und Achtung vor der Schöpfung zu gestalten. Im gemeinsamen Wirken werden immer wieder theologische Grundfragen gestellt, die zu klären sind. Es ist eine

Aufgabe beider Religionen, ihre Tradition immer wieder im Licht der neuen Situationen zu deuten. Für Christentum und Islam bedeutet es eine Herausforderung, in der Verschiedenheit eine gemeinsame Berufung zu finden, ohne sich selbst verleugnen zu müssen.

Eine weitere Herausforderung und zugleich unvermeidbare Wirklichkeit besteht darin, zu lernen, eine Einheit in der Vielfalt zu bilden und in Achtung und Respekt miteinander zu leben. Dazu gehört auch, die bestehenden Unterschiede nicht als stete Bedrohung, sondern als eine Bereicherung zu sehen und jeder Religion ihre Eigenart zu gewähren, solange sie nicht den universellen Werten widersprechen, die für alle Menschen verbindlich sind. Auf diesem steinigem Weg können die Religionen sowohl wegweisend als auch hinderlich sein. Die Verantwortung für das Meistern dieses Weges liegt bei den Menschen und ihrer Entscheidung, wie sie die jeweilige Religion deuten und leben.

Die Autorin: *Hamideh Mohagheghi, geboren 1954, studierte Jura in Teheran, Rechts- und Religionswissenschaften an der Universität Hannover sowie islamische Theologie in Hamburg. Sie ist Lehrbeauftragte an der Universität Paderborn für Islamkunde und freiberufliche Bildungsreferentin. Die Autorin ist Gründungsmitglied der 2004 gegründeten Muslimischen Akademie in Deutschland. Publikationen u.a.: Muslimische Gruppierungen in Deutschland, zus. mit Wunn, I./Schmitz, B./Aries, W. D. A./Al-Fahad, H., Stuttgart 2007; Die schiitische Sicht des Verhältnisses von Staat und Religionsgemeinschaft – Ein Kommentar zur fünften These der Barmer Theologischen Erklärung, (K)eine Chance für den Dialog? in: D. Ch. Siedler/A. de Fallois/J. Klußmann (Hg.), Berlin 2007, 145–154.*